



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wir

Fendrich, Anton

Stuttgart, 1917

V. Unsere Frauen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47314](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47314)



V.

Unsere Frauen.

Nach der Annahme des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst wird mancher sich im stillen gefragt haben:

„Ja, und die Frauen?“

Nur keine Sorge, auch sie wird der Gröner holen.

Während das alte Jahr durch Nebelgeriesel

und Friedensleitartikel, die beide gleich trüb waren, sich rasch dem Ende zuneigte, schlug ich mich in Berlin von einer Abteilung des Kriegsamts zur andern, von der „E. G.“ zur „R. R. U.“ und von da zur „Wumba“ und wieder zurück, pflügte mich durch Aktenstöße, bis mir die Buchstaben vor den Augen tanzten und sah langsam das Riesengerüste Gestalt gewinnen, dessen Unterbau die „Frauzentrale beim Kriegsamts“ ist.

Nicht, als ob es an tausendfachem Leben und Hingebung seit Kriegsanfang von den Frauen gefehlt hätte. Was deutsche Frauenhände, oft mitten in Tod und Verderben, an der Erhaltung des Lebens unserer Soldaten geleistet; was die von französischen Modenarrinnen und amerikanischen Überweibern viel verachtete deutsche Hausfrau gegen den englischen Auszehrungsplan durch die stillen Künste ihres häuslichen Schaffens erreicht hat; was in der Flüchtlingsfürsorge in den ersten Kriegsmonaten und später im sozialen Hilfsdienst Frauen gewirkt, das ist nicht unbekannt. Ich weiß Duzende von Bahnhöfen, an denen ich seit meinen nun bald dreijährigen Fahrten durchs Deutsche Reich und an die Fronten immer wieder die gleichen frischen Gesichter sehe, junge und alte, die in der scharfen Zugluft der Bahnhofshallen wie im brütenden Sonnendunst mit der gleichen Behendigkeit die

Züge entlang eilen, die Feldgrauen erfrischen, ihnen ein freundliches Wort sagen und — durchgehalten haben. Ich bin in den allerletzten Tagen wieder einmal durch eine Fabrik gegangen, in der sonst keine Finger Goldketten löteten, und habe immer wieder die gleichen ruhigen Augen den Bohrmeißel in die sich höhlenden Granaten auf der Drehbank setzen sehen. Ich kenne eine gelehrte Dame, die es sich in den Kopf gesetzt hat, für die vergessenen unserer blauen Jungen auf den Vorpostenbooten draußen in der Nordsee zu sorgen. Ihre Unermüdlichkeit füllte die schmalen Stahlspinde auf den kleinen, sturmumbrausten Wachtschiffen so, daß der Flottenchef die nie rastende Helferin aus der Ferne zu einem Besuch bei ihren Schützlingen vor der Jade draußen einlud. Und wahrhaftig, sie ging.

Aber alles das und tausenderlei anderes Sorgen und Mühen war keine eigentliche Mobilmachung der Frauen, keine großzügige Zusammenfassung der nüchternen Arbeitsenergie zu einem riesenhaften Bienenstock deutschen Frauensleißes. Da fehlte noch etwas. „Potsdam“ fehlte noch. Unsere Feinde lassen „Weimar“ an Deutschland gelten, aber „Potsdam“ liegt ihnen im Magen. Gesegnet sei es! Es ist nicht mehr der Krückstock und nicht das Tabakskollegium des preußischen Soldatenkönigs, es ist jetzt der Geist! Und er lebt überall in

Deutschland, nicht nur in der Mark. Ebenso wie auch „Weimar“ nicht mehr in Thüringen allein liegt. Und so ist, während sich die Frauen Frankreichs vor allem der Verhöhnung unserer Gefangenen widmen, in aller Stille in Deutschland der „Nationale Ausschuß für Arbeit im Krieg“ herangewachsen. Alle Frauenvereine von ganz Deutschland ohne Ansehung von Stand und politischer Färbung, Adelsverbände und Gewerkschaftsgruppen sind in ihm vereint unter dem Wahlspruch: „Mobilisierung der Frauen durch die Frauen.“ Und jetzt, nach zwei Monaten, fischt das Netz, das damals unter den Händen kluger und tatkräftiger deutscher Frauen Masche für Masche im Kriegssamt geknüpft wurde, aus den letzten Winkeln und Ecken des Reichs die weiblichen Kräfte zum gemeinsamen Werk.

Das Werk ist die Durchführung des Hindenburgprogramms. Das bedeutet aber neben der planmäßigen Erzeugung von Bergen von Munition nichts weniger als die Freiwerdung eines neuen Heeres für die Front. Und wenn viele von den Menschen noch nichts gespürt haben, so mögen sie ruhig sein. Die Urnen unserer Volkskraft sind tiefer und voller als die unserer westlichen Feinde. Es kommt an alle. Die Hauptsache ist, daß wenn der Ruf: „Auf zum Werk!“ vernommen wird, es an der Freiwilligkeit sans phrase nicht fehlt!

Ach, ihr denkt, ich sähe sie nicht in den Straßen, die unzeitigen und doch überreifen Affinnen hoher und niederer Herkunft, für die der Krieg im allerbesten Falle ein Paketversendungssport gegen postwendenden Briefdanke geworden ist. Oder die Weibchen, die nichts davon merken, daß ein Gericht über die Welt geht und auch über sie selber, und die in ihrer blinden Brunst sagen: „Wir müssen Männer um uns haben“ und sich dabei einbilden, das sei „naturgemäße Lebensführung“!

Aber diese Gattung ist doch nicht die deutsche Frau? Das sind Lebewesen, die mit dem steigenden Verschwinden des einzigen Gegenstandes ihrer Interessen den Reiz ihrer Anziehung bis zur Tollheit zu erhöhen suchen. Wenn mir die Grämlichen mit dem aussetzenden Herzschlag und die Moralprediger mit dem stockenden Atem der Seele immer nur mit dem Finger diese Witzblattmodelle zeigen, oder seufzend von den armen Frauen reden, die so verschwenderisch seien, und von den Reichen, die sich nur auf die Hamsterei verständen, dann muß ich lachen. Denn die deutsche Frau ist das alles nicht.

Es gibt seit Jahr und Tag in diesem Krieg stille Heldinnen ohne Zahl und ohne Ruhm. Sie wohnen hoch oben in engen Mansarden, und sie fehlen auch nicht in behaglichen Landhäusern. Jede Frau, die einen Sohn geboren

hat, der fern von ihr draußen auf dem Schlachtfeld irgendwo zwischen Waffentrümmern und Stacheldraht wieder zur Erde wird, und die darüber keine Träne zeigt, ist eine Heldin. Ihr heimliches Weinen in der Kammer geht keinen Menschen etwas an. Ich kenne ihrer viele, die zwei und drei Söhne draußen gelassen und nicht gezuckt haben. Ich weiß von Müttern, die nicht ruhten, bis ihre Jungen aus den weniger gefährdeten hinteren Linien nach vorn in die Gräben kamen. Erst als sie dicht am Feind lagen, da waren ihre Herzen zufrieden. Immelmanns Mutter hat sich geweigert, Trauer anzulegen, als sie die kläglichen Reste dessen, der einst ihr kühner Sohn war, am Bahnhof in einem blumenüberladenen Sarg abholte. Und wieviele Hunderttausende deutscher Frauen haben sich daran gewöhnt, nicht mehr zu zittern, wenn der Postbote mit Briefen kommt, unter denen auch ein Telegramm sein kann. Das Telegramm! Einer der berühmtesten deutschen Nervenärzte hat es erst dieser Tage laut verkündet, daß die deutsche Frau den aus hundert täglichen kleinen Plagen und schweren Einzelschlägen bestehenden Sturm auf ihr Seelenleben glänzend bestanden habe.

Nein, nein, das, was man die deutsche Frau nennt, das ist keine Erfindung überspannter Gehirne und begeisterter Dichter. Das

lebt in Hütten und Palästen. Eine der ältesten Greisinnen meiner badischen Heimat, die alte Großherzogin-Witwe, beschämt durch ihre geradezu Triakische Lebenszähigkeit und ihr unermüdlisches Helfen an allen Ecken und Enden viele, allzuviele, ihrer viel jüngeren Geschlechtsgenossinnen. Aber der größere Ruhm gebührt doch denen, die in den Niederungen des Lebens die Not nicht Herr werden lassen über ihre Seele. In einer badischen Stadt, die seit Jahrhunderten durch ihre Trozköpfigkeit bekannt ist, sah ich, wie man eine blasse, franke Frau zur Bahn fuhr. Sie war eine Goldarbeiterin, hatte drei Kinder zu Hause und weigerte sich seit einem Jahr, dem Mann im Feld zu schreiben, daß ein böser Gast bei ihr eingekehrt sei, die Lungenschwindsucht. Man mußte sie mit sanfter Gewalt in eine Heilanstalt und ihre Kinder in Pflege bringen. Und kaum war ihr Zug abgefahren, als ein Telegramm eintraf, daß der Mann in Urlaub käme!

Deutschland ist voll von solch verborgenem Heldentum. Bei einem Besuch in einem frommen, freien Pfarrhaus am Main habe ich zwischen Tag und Dunkel Arbeiterfrauen durch die Hintertüre kommen sehen, die dem guten Berater der Gemeinde Fünf- und auch Zehn-Markscheine heimlich in die Hand drückten „für den Krieg“, weil sie eine gute Nachricht aus dem Feld bekommen hatten.

Aber die Zeiten sind zu ernst für lautes Frauenlob ohne jeden Vorbehalt. Die Briefe aus dem Feld, das sind fast immer Herzstärkungen für die daheim, die es doch wahrlich leichter haben. Mit den Briefen aus der Heimat ins Feld sieht es ein wenig anders aus. Ich werde nie in meinem Leben die Art vergessen, in der Hindenburg von den Briefen mancher Kriegerfrauen sprach, die den Soldaten an der Front das Herz zermürben und oft die Besatzung eines ganzen Grabenstücks anstecken.

Um zu wissen, wieviel Güte und Wärme in des Feldmarschalls Herzen wohnt, dazu braucht man nur gehört zu haben, wie er von den Kriegerwitwen sprach, die trotz aller Staats- und Privathilfe eben nun doch allein den Kampf mit dem Leben aufzunehmen haben. Was er aber über die Frauen dachte, die mit langen Briefen voll übertriebener Wehklagen dem Manne im Graben das Herz schwer und den Arm lahm machten, das verriet er mit keinem Wort. Er stellte nur die Tatsache fest. Das übrige stand in den vertieften Falten über der Nasenwurzel und in den halbgeschlossenen, sich verdunkelnden Augen geschrieben. Wie eine Wetterwolke zog es über sein Gesicht. Man sah es dem stumm und verschlossen dastehenden Feldherrn an, daß er diese stillen Papiergranaten aus der Heimat in den

Rücken der eigenen Front für gerade so gefährlich hielt, wie den Raub der Schieber und Wucherer am Volksgut. Denn beides sind Sauger. Der Wucherer saugt am Mark des Volkskörpers, die unnötige Angst geschwägiger Frauen aber frißt den Soldaten an der Seele. Wer den Männern nichts ins Feld zu schreiben weiß, als daß des Nachbars Karl in die Fabrik reklamiert sei und es jetzt gut habe, während ihr Mann im Graben liegen müsse; daß die Frau des Kameraden ihres Mannes mit den Urlaubern liebäugle; daß es überhaupt nichts mehr zu essen gebe; der oder die begeht fahrlässigen Landesverrat.

Ich weiß es von mir selber, daß der schwerste Gang der ist, wenn man zu einer jungen Mutter gehen und ihr sagen muß: „Er ist nicht mehr da!“ Aber von denen, deren Männer im Sturm der Granaten einer ganzen Welt das Blut und die Seele behalten haben, ist es Habgier, wenn sie nur sticheln und heizen, um selber getröstet und beruhigt und getätschelt zu werden, von ihm, dessen Not doch vielhunderttausendmal größer ist als ihre eigene.

Und diese Not ist klein im Vergleich zu allem, was unsere Helden an der Front erdulden. Noch nie ist, seitdem die Welt steht, in einem Land „geteilt“ worden wie heute in Deutschland. Es braucht nicht die Weisheit eines durch nichts zu beruhigenden Querkopfes,

um die tausend Mängel zu erkennen, die der Umbau der Grundlagen unserer Wirtschaft mitten im Weltkrieg mit sich gebracht hat. Aber wer nicht fühlt, daß es jetzt für Deutschland zwischen Wachsen und Vernichtung kein Drittes gibt und wer nicht über alle Not hinaus im größeren Reich auch das hellere Heim und die wärmere Heimat in der Ferne sieht, der ist allerdings verloren für das, was man die Staatswerdung Deutschlands nennt. Nur das starke gemeinsame Tragen der Kriegsnot gebiert den ganzen Stolz, aber auch das ungeschmälerte Recht auf die Heimat und das Vaterland.

Keine Frage ist mir bei meinem vielen Gängen durch Mietkasernen und Bauernhäuser und durch Bürgerwohnungen und Gebäude mit Aufgängen „für Herrschaften“ und „Diener-schaft“ aus Frauenmund so peinlich gewesen, wie das nicht oft, aber doch manchmal gehörte Wort:

„Warum hören wir denn nicht auf?“

Es ist ein gutes Ding um eine Frau, in deren Wohnung kein Stäubchen zu entdecken ist, und die auch nicht erschrickt, wenn die Engländer das Nestlesche Kindermehl für Kriegsmaterial erklären und die Begabung der Deutschen zum Hungern sehr hoch einschätzen. Aber es gibt Selbstverständlichkeiten, die jetzt auch jede deutsche Frau wissen muß!

Deutschland steckt mitten drin in einem Ring eifersüchtiger Staaten. Der kühle, alte Feldmarschall Moltke hat es schon gewußt: „Der Michel zieht nur sein Schwert, wenn es nicht mehr anders geht.“ Der Gedanke, ein Eroberervolk zu sein, ist den meisten aller Deutschen von jeher fast wie eine Krankheit vorgekommen. Der deutsche Kaiser hat oft mit der lebhaften Geste seines Temperaments unseren unbeugsamen Verteidigungswillen über die Welt hingeföhrt, wenn das Geflüster der Wegelagerer rings um uns herum gar zu hörbar wurde. Aber in seinem Herzen lebte immer der aufrichtige Wille zum Frieden. Er darf es auch von denen, die oft wesentlich anderer Meinung waren als er selber, beanspruchen, daß sie seine Rede aus dem Jahre 1905 nicht vergessen, darin er „gelobte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn“ — so begründete er sein Versprechen — „was ist aus den sogenannten großen Weltreichen geworden? Alle die großen Kriegshelden haben im Blute geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die im ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß es nicht auf Eroberungen begründet ist, nicht durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen

strebenden Nationen. Kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: „Außenhin begrenzt und im Innern unbegrenzt!“

Das waren Gedanken, die für neun Zehntel aller Deutschen ein nationales Programm bedeuteten. Aber „die andern“ wollten es anders. Sie haben die Kriegsfackel ans deutsche Haus gelegt. Wir waren Schaffer. Der Schöpferdrang der Jugend ging von uns aus. Wir wuchsen ebenso wie ein Baum wächst. Er kann nicht anders. Das nahmen die andern uns übel. Ringsum schoß der Neid und der Haß ins Kraut. Dieser Stamm sollte fallen. Denn sie waren doch die Auserwählten: die Engländer! Und sie — die Vollstrecker einer geschworenen Rache: die Franzosen! Und sie, die Unerfättlichen, denen kein Bissen zu schlecht war: die Russen!

Sie wollten uns töten. Ach, ihr glaubt das nicht, ihr gutmütigen Weiber des deutschen Michels? In einem der berühmtesten Kriegsbücher Englands, das eine bekannte Schriftstellerin, Mrs. Ward, an ihre amerikanischen Freunde geschrieben hat, erzählt sie triumphierend, wie belgische und englische Munitionsarbeiterinnen ihr als ihr tiefstes Herzensbekenntnis anvertraut hätten: „Il faut tuer les Allemands!“ — „One must kill those devils!“ „Man muß sie umbringen, die Deutschen, diese Teufel!“

Wir glaubten zuerst nicht an solchen Haß. Erst an den wachsenden Riesenanstrengungen des Feindes merkten wir allmählich den wahnwitzigen Ernst seines Vernichtungswillens. Erst die satanische Zähigkeit der andern weckte in uns den ganzen Selbsterhaltungstrieb. Eine solche Liga der Hölle hatten wir nicht für möglich gehalten. Wie konnten wir da ans Aufhören denken? Aufhören hieße Vernichtung, Knechtung, Aufteilung von Deutschland. Aber wir sind merkwürdige Menschen. Das Gewissen läßt uns niemals Ruhe. Wir mußten noch einmal etwas tun, was noch nie in der Weltgeschichte dagewesen war. Unser alter Zwang zum Rechenschaftgeben vor uns selber hieß uns den letzten Schritt tun, um Europa das Allerschwerste zu ersparen. In seinem Friedensangebot vom 12. Dezember stand der Kaiser noch einmal zu seinem alten Friedensbekenntnis aus dem Jahre 1905. Es war ihm und uns allen heiligster Ernst damit.

Wenn die Feinde nun aber ablehnten?

Würde dann noch ein Mensch in Deutschland fragen: „Warum hören wir denn nicht auf?! Wir haben doch gesiegt in Ost und West?!“

Wenn es dem Silvesterabend zugeht, dann treibt es mich heim. Aber der Krieg ist eine Lokomotivfrage, wie der General Gröner sagt.

Zudem — wie viele feierten Silvester nicht daheim! Man macht dann und wann einmal solche simplen Entdeckungen bei sich selbst und schämt sich dann ein wenig. So blieb ich denn nach einem mißlungenen Versuch, die letzten Stunden des Jahres mit den Meinen zu verleben, allein in der schwäbischen Hauptstadt sitzen.

Ein ungeheures Erwarten schwoll durch den Silvesterabend. Die sogenannten vereinigten Regierungen der Entente hüllten sich immer noch in Schweigen. Sie wollten den Vorhang wahrscheinlich erst auf den letzten Tag des alten Jahres hochgehen lassen. Sie lieben die Symbole, haben sich in diesem Krieg aber schon schwer vergriffen und die höchsten Feiertage für ihre größten Dummheiten auserwählt.

Ich sah aus dem Gasthoffenster hinaus auf die Straße und hinauf am funkenbesetzten Berggrund. Da drängten sich unten an einer Ecke Männer und Frauen um eine Verkäuferin von Extrablättern. Ich eilte hinunter. Es war die Antwort der andern. Wie eine Erlösung wirkte diese würdelose, hochtrabende Weigerung zur Vernunft von den vereidigten „Vertretern der Kultur und Menschlichkeit“. Jetzt war geschehen, was Deutschland vom Schicksal not tat zur ganzen Klarheit und zur ganzen Einigung.

Bis 11 Uhr nachts ließ ich das schwere Glück dieser Schicksalsstunde durch mich hindurchbrausen. Dann hielt ich es allein nicht

mehr auß. An den großen Festen muß ich Kinder um mich haben, und Frauen, Großmütter voll Enkelstolz und junge Mädchen mit einer Welt voll Hoffnung in den Augen und mit den ersten süßen Ansätzen von Klugheit in der kleinen Stumpfnase. In einer Viertelstunde war ich oben am Berg inmitten einer festlichen Silvesterfamilie, die unter alten deutschen Bräuchen, unter heiterem Bleigießen und erster Zwiesprache, das junge Jahr erwartete.

Endlich schlug es Mitternacht. Das Gedröhne und Gesumme der Silvesterglocken wogte feierlich über die Stadt hin und schwoll für jeden, der Ohren hatte zu hören, an zu einem Sturmgeläut und zu einem Uttinghausenruf über die ganze Heimat. In den wandernden Lichtkegeln der gegen Fliegerangriffe aufgestellten Scheinwerfer tauchten die alten Dächer und schweren Türme auf, und es war, als ob sie hineinleuchten wollten in jede Kammer und in jede Stube und allen, ganz besonders aber den Frauen, sagen:

„Merkt auf, jetzt kommt das große Jahr!“

